

HANS HEINZ HOLZ

# LEIBNIZ



DAS LEBENSWERK  
EINES  
UNIVERSALGELEHRTEN

JÖRG ZIMMER (HRSG.)

WBG   
Wissen verbindet

# Leibniz

## Das Lebenswerk eines Universalgelehrten

Herausgegeben  
und mit einem Nachwort versehen von  
Jörg Zimmer

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Das Werk ist in allen seinen Teilen urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.  
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,  
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung in  
und Verarbeitung durch elektronische Systeme.

© 2013 by WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft), Darmstadt  
Die Herausgabe des Werkes wurde durch  
die Vereinsmitglieder der WBG ermöglicht.  
Einbandgestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart  
Einbandabbildung: Leibniz, Gottfried Wilhelm/Portrait  
© akg-images  
Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier  
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: [www.wbg-wissenverbindet.de](http://www.wbg-wissenverbindet.de)

ISBN 978-3-534-26267-0

Elektronisch sind folgende Ausgaben erhältlich:  
eBook (PDF): 978-3-534-73799-4  
eBook (epub): 978-3-534-73800-7

Für Silvia, für die in vierzig Jahren  
gemeinsamer Arbeit, Freude, Liebe und  
Glück mit mir Leibniz ein Brennpunkt  
unseres gemeinsamen Denkens wurde.

# INHALT

Siglen ..... 9

## I. Philosophie

1. Leibniz: Allgemeine Charakteristik und philosophische Ausgangslage ..... 13

2. Substanz und Struktur ..... 37

3. Identität und zureichender Grund ..... 77

4. Leibniz und das Commune bonum ..... 99

5. Die Theodizee ..... 115

6. Die Dialektik ..... 125

7. Die spekulative Transformation der Philosophie bei Leibniz und Hegel ..... 145

8. Erkenntnistheorie ..... 163

9. Logik und *characteristica universalis* ..... 173

## II. Wissenschaftliche und gesellschaftliche Praxis

10. Enzyklopädische Wissenschaftskonzeption ..... 187

11. Leibniz' Wissenschaftskonzeption zwischen den Enzyklopädien Alsteds und Hegels ..... 201

12. Historische Forschung und Methode ..... 217

13. Die Einheit der Konfessionen ..... 223

14. Leibniz als Diplomat und politischer Publizist ..... 231

15. Medizin, Wissenschaft und Philosophie ..... 257

16. Gesellschafts- und Bildungspolitik .....	273
17. Schluß .....	287

## Anhang

Logik und Metaphysik bei Leibniz .....	293
Nachwort des Herausgebers .....	311

## SIGLEN

- AA *Sämtliche Schriften und Briefe*, hg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Reihenummer und Bandzahl in römischen Ziffern.
- C *Opuscules et fragments inédits*, hg. L. Couturat Paris 1903, Nachdruck Hildesheim 1966.
- E *Opera philosophica omnia*, hg. v. J. E. Erdmann Berlin 1840, Nachdruck Aalen 1959.
- G *Die philosophischen Schriften*, hg. von C. J. Gerhardt, Berlin 1875. Neudruck Hildesheim 1965. Bandzahl in römischen Ziffern.
- Grua *Textes inédits*, hg. v. G. Grua, 2 Bände mit durchlaufender Seitenzahl, Paris 1948.
- KS *Kleine Schriften zur Metaphysik*, zweisprachige Studienausgabe, *Philosophische Schriften*, Bd. 1, hg. und übers. von H. H. Holz, Darmstadt <sup>3</sup>2013.
- Mon. Monadologie: in KS.
- NA *Neue Abhandlungen über den menschlichen Verstand*, zweisprachige Studienausgabe, *Philosophische Schriften* Band II/1 und 2, hg. v. W. v. Engelhardt und H. H. Holz, Darmstadt <sup>3</sup>2013.
- Pol. Schr. I + II *Politische Schriften* I und II, hg. und eingeleitet von H. H. Holz, Frankfurt a. M. 1966 und 1967.
- Schriften Engelhardt *Schöpferische Vernunft, Schriften aus den Jahren 1668 bis 1686*, hg. und übers. v. W. von Engelhardt, Münster/Köln <sup>2</sup>1955.
- Theod. *Die Theodizee*, zweisprachige Studienausgabe, Band II/1 und 2, hg. v. H. Herring Darmstadt <sup>3</sup>2013.

## **I. Philosophie**

# 1. LEIBNIZ:

## ALLGEMEINE CHARAKTERISTIK UND PHILOSOPHISCHE AUSGANGSLAGE

### 1. Leibniz als philosophischer Typus

Am 14. November 1716 starb einsam in Hannover der siebzigjährige Reichsfreiherr Gottfried Wilhelm Leibniz. Kaum jemand beachtete seinen Tod, einzig sein Sekretär begleitete den Sarg zur Grablegung. Und doch war Leibniz ein geheimer Mittelpunkt der geistigen Welt seiner Zeit gewesen, hatte mit allen Großen jener Tage inhaltvolle Briefe gewechselt, hatte die gewiß wichtigste Erfindung des Jahrhunderts gemacht, nämlich die Infinitesimalrechnung entwickelt.<sup>1</sup> Mehr noch: Er war Diplomat im Dienste des Erzbischofs von Mainz und dann Hofrat im Dienste des Kurfürsten von Hannover gewesen, dessen Ansprüche auf den englischen Thron er mit Erfolg in ausführlichen Rechtsgutachten begründet hatte;<sup>2</sup> die Nachfahren jenes Georg Ludwig, der 1714 als Georg I. König von England wurde, residieren noch heute im Buckingham Palast. Weiter: Die Gründung der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ging auf Leibniz' Initiative zurück, er war ihr erster Präsident; als Berater Peters des Großen von Rußland und des deutschen Kaisers in Wien regte er auch die Bildung der Akademien in Petersburg und Wien an. Schon als junger Gelehrter war er, noch nicht dreißigjährig, zum Mitglied der Royal Society in London ernannt worden.

Ein von Ehren und Wirkung erfülltes Leben hat er also geführt, nicht nur als Philosoph und Forscher in der Studierstube, sondern mitten hineingestellt in das öffentliche Leben seiner Zeit, als juristischer und politischer Ratgeber von

- 1 Später entwickelte sich ein häßlicher Prioritätsstreit zwischen Leibniz und Newton um die Erfindung des Infinitesimalkalküls. Beide hatten – unabhängig voneinander und mit verschiedenen Methoden – den Kalkül entwickelt, Newton deutlich vor Leibniz. Jeder warf dem anderen Plagiat vor, die Royal Society entschied, unter dem Einfluß Newtons und seiner Anhänger, gegen Leibniz. Erst spätere Mathematiker und Mathematikhistoriker stellten den Sachverhalt klar. Ein Vergleich der beiden Methoden (Fluxions- und Differenzenrechnung) zeigt, daß ihnen ganz entgegengesetzte metaphysische Voraussetzungen zugrundeliegen.
- 2 Die eingehende Arbeit von Waltraut Fricke, *Leibniz und die englische Sukzession des Hauses Hannover*, Hildesheim 1957, kommt zu dem Ergebnis, den Leibnizschen Denkschriften und Einflußnahmen sei kein entscheidender Anteil an der Thronfolge zuzuschreiben. Dieses Urteil scheint sich mir zu sehr auf bloße Aktenbefunde zu gründen, die naturgemäß wenig Hintergrundmaterial liefern. Die Bedeutung, die der Stellung und juristischen Begründung aus der Feder eines so hoch angesehenen Mannes wie Leibniz für die Meinungsbildung in politischen Kreisen zukam, ist m. E. wesentlich höher zu veranschlagen.

Fürsten und Kaisern, als Organisator des wissenschaftlichen Lebens, aber auch als Ingenieur, der seine physikalischen Forschungen zum technischen Nutzen der frühen Industrie verwandte; jahrelang hat er sich um Verbesserungen des Bergbaus im Harz bemüht, mit dem Ziel, menschliche Arbeit durch maschinelle zu ersetzen und so eine Steigerung der Förderungsleistungen zu erreichen. Auf vielen Gebieten der Technik gibt es Verbesserungsvorschläge von ihm. Der technische Fortschritt war ihm aber nicht, wie so manchen Erfindern, ein Selbstzweck, geboren aus Freude an der Vervollkommnung der Mittel, sondern sollte nach seinem Willen im Dienste des Wohles der Menschen stehen. Technik und Wissenschaft erkannte er als eine Einheit mit dem Sinn, die Existenzbedingungen zu erleichtern, das Leben lebenswerter zu machen und die Menschen auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben. Sein Geist war immer universell auf das Ganze gerichtet, und im Mittelpunkt des Ganzen sah er den Menschen. Auch der Staat repräsentierte für ihn nur das Ganze, insofern er das Glück seiner Bürger zu sichern unternahm.

Die Universalität des Philosophen, des Gelehrten, des Technikers, Politikers, Juristen Leibniz hat der Philosoph Ludwig Feuerbach in seiner *Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnizschen Philosophie* (1837) beredt beschrieben:

„Er hatte einen schlechthin unbeschränkten Sinn und Trieb, eine Neigung zu allen Wissenschaften ... Die Frucht dieses seines viel- oder vielmehr allseitigen Studiums, das er ‚stets lernbegierig‘, sein ganzes Leben ununterbrochen hindurch, als ein wahres perpetuum mobile, mit rastloser Tätigkeit fortsetzte, war seine immense, überall gegenwärtige, bewunderungswürdige Polyhistorie – bewundernswürdig nicht sowohl der Größe ihres Umfangs nach als vielmehr ihrer Qualität wegen, denn es war nicht die Vielwisserei des toten Gedächtniskrämers, sondern eine geniale, produktive Polyhistorie. Sein Kopf war kein Herbarium; seine Kenntnisse waren Gedanken, waren fruchtbare Zeugungsstoffe ... Alles in ihm war Geist und Leben, seine Konsumtionskraft Produktionskraft. Er umfaßte nicht nur die verschiedensten, ja, entgegengesetztesten Zweige des Wissens, sondern auch die verschiedensten Eigenschaften und Anlagen, auf denen sie allein sprossen und Früchte tragen. Alle Geistesgaben, die gewöhnlich nur geteilt sich finden, konzentrierten sich in ihm: die Eigenschaften des abstrakten und praktischen Mathematikers, des Poeten und des Philosophen, des Historikers und Erfinders – ein Gedächtnis, das ihn der Mühe entthob, das, was er einmal aufgeschrieben, je wieder nachzulesen, das mikroskopische Auge des Botanikers und Anatomen und der freie Überblick des generalisierenden Systematikers, die Passivität und Rezeptivität des Gelehrten und die Sprödigkeit und Kühnheit des Autodidakten und selbständigen, auf den Grund dringenden Forschers.“<sup>3</sup>

3 Ludwig Feuerbach, *Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnizschen Philosophie*, in: Ludwig Feuerbach, *Gesammelte Werke*, hg. v. W. Schuffenhauer, Bd. 3, Berlin 1984, S. 17 f. Ludwig Feuerbach war der erste – und mehr als ein Jahrhundert lang der einzige – deutsche Philosoph, der die

Den neueren Forschern ist die enzyklopädische Weite des Leibnizschen Wissens und Denkens fremd geworden. Die einen spezialisieren sich nur noch auf besondere Aspekte seines Denkens, die Logik *oder* die Metaphysik, die Mathematik *oder* die Jurisprudenz, die anderen können darin nur noch die Unübersehbarkeit und Zersplitterung eines barocken Denkstils erkennen; er bleibt ihnen unverständlich, „weil Leibniz als Mensch des Barock in Vielheiten, in Mannigfaltigkeiten zu leben und zu denken gewohnt war ... Das Werk Leibnizens ist ein Mosaik gewaltigsten Ausmaßes, überall zwar unvollendet, aber in seinen einzelnen Zügen doch gut erkennbar ... So sehen wir in Leibniz einen Vertreter des Vielheitsstils, in der besonderen Ausprägung der Betonung des Unendlichen, des Ausgleichs, der Verhaftung der Teile untereinander, des Ausschöpfens eines Universums“.<sup>4</sup>

Für Karl Schlechta stellte sich hingegen das „Barock“ der Denkergestalt Leibniz nicht als Mosaik disparater Elemente dar, sondern als die große Fähigkeit zur Synthese „im gleichen Umfange und mit demselben Reichtum aller Erscheinungsformen, wie sich uns etwa die attische Philosophie im Stagiriten (d. i. Aristoteles), die Scholastik in Thomas von Aquin vergegenwärtigt. Eine solche Fülle und Genialität des Wissens war seit Aristoteles nicht mehr in einem einzigen Kopfe vereinigt“.<sup>5</sup>

Slechta folgte damit dem Leibniz-Bild Dietrich Mahnkes, der Leibniz als den „Typus des harmonischen Synthetikers“ gekennzeichnet hatte.<sup>6</sup> Er sah die alle metaphysischen Synthesen übergreifende synthetische Leistung von Leibniz darin, daß dieser nicht nur einen theoretischen Standpunkt einnimmt, von dem aus er (wie Hegel<sup>7</sup>) alle anderen Standpunkte unter sich subsumieren kann, sondern gleichsam in einer „(Meta-)Theorie der Theorien“ die relative Wahrheit jedes Standpunkts, ja sogar noch den Wahrheitsgehalt, der ihm zukommt, anzugeben vermag.

„Er stellt sich nämlich die Aufgabe, die subjektiven ‚Ansichten‘ der verschiedenen philosophischen Richtungen zu einem ‚System von Perspektiven‘ der gleichen ‚Objektivität‘ zu vereinigen ... und so gelten ihm nun auch die zahllo-

innere Struktur des Leibnizschen Systems erkannte und rekonstruierte. Vgl. Hans Heinz Holz, Feuerbachs Leibniz-Bild, in: *Annalen der internationalen Gesellschaft für dialektische Philosophie – Societas Hegeliana*, Bd. II, Köln 1986, S. 120 ff.

4 Gerhard Stammler, *Leibniz*, München 1930, S. 149 f.

5 Karl Schlechta, *Leibniz als Lehrer und Erzieher*, Mainz 1946, S. 6.

6 Dietrich Mahnke, *Leibnizens Synthese von Universalmathematik und Individualphysik*, Halle 1925, S. 305 ff.

7 Für Hegel ist die Geschichte der Philosophie die systematische Entfaltung des Begriffs von der Einheit und Ganzheit der Welt, sodaß das philosophische System, das diese Geschichte in sich umfaßt und expliziert, alle anderen Systeme als Vorstufen und Momente seiner selbst begreifen und sich unterordnen kann. So wird die Einheit des weltanschaulichen Denkens oder der geistigen Gattungsgeschichte der Menschheit von einer Position aus konstruierbar, allerdings um den Preis der Unselbstständigkeit aller anderen Positionen.

sen philosophischen ‚Ansichten‘ trotz ihrer Gegensätzlichkeit als Projektionen derselben Wahrheit, nur unter Verwendung verschiedener Projektionszentren ... Es ist also ein *objektiver Perspektivismus*, den Leibniz an die Stelle des subjektiven Relativismus setzt, nämlich eine universelle Systematik aller individuellen Erkenntnisstandpunkte“.<sup>8</sup>

Diese objektive Perspektivität, die Pluralität nicht pluralistisch als eine beliebige Vielzahl von verschiedenen Einzelheiten versteht, sondern sie „mit metaphysischer Strenge“ als die Manifestation der sich auflösenden Einheit des „Universums“ (nicht „Pluriversums“) begreift, ist die Besonderheit des Leibnizschen Weltkonzepts. Welt kann nur als ein geordneter Zusammenhang der Vielen, als universelle Harmonie gedacht werden – und das Leibnizsche Denken in seinem inneren Zusammenhang muß als methodische Konstruktion und metaphysische Darstellung der universellen Harmonie nachvollzogen werden.

Das ist umso schwieriger, als Leibniz nur kurze, thesenartige Resumes seiner Philosophie gegeben hat<sup>9</sup> und die vielfältigen Aspekte seines Weltbegriffs erst bei Durchsicht seiner riesigen Korrespondenz und einer schier unübersehbaren Menge von Notizen sich erschließen. Schlechta hat richtig hervorgehoben, daß diese Verstreutheit der Gedanken die Stilform ist, in der sich der Denktypus Leibniz realisiert.

„Die Form, in der Leibniz seine Ideen mitteilte, waren größtenteils Briefe, Aufsätze und Gespräche. Die literarische Form aber ist so wenig eine zufällige wie die natürliche: der immer lebendige Reichtum dieses Geistes, der Umfang, die Unmittelbarkeit und Intensität seiner Interessen sprachen sich im soeben bezeichneten Stil am reinsten aus. Die erlebte Mannigfaltigkeit des Gegebenen und die Gewandtheit dieses durch keine Schwierigkeiten zu ermüdenden Verstandes konnten in der Gelegenheitsschrift oder im Brief mit größerem Nuancenreichtum, d. h. adäquater in Erscheinung treten als in einer schulgerecht verfahrenen Darstellung“.<sup>10</sup>

Anders gesagt: Die Aussageform von Leibniz ist selbst ein Ausdruck dessen, daß das Individuum in ein Netz von Beziehungen und Perspektiven eingeknüpft ist, durch die es sich definiert und deren mannigfache Reflexe in seinem Bewußtsein erst die Fülle der Inhalte seines Weltbildes ausmachen.

8 Dietrich Mahnke, *Leibnizens Synthese von Universalmathematik und Individualphysik*, S. 316 f.

9 Das einzige große philosophische Werk, das Leibniz zu Lebzeiten veröffentlichte, war die *Theodizee* (1710). Sie hat einen anderen Charakter als die metaphysischen Begründungsschriften. Sie ist keine zusammenhängende Darstellung seines Systems (wenn auch oft als solche mißverstanden), sondern dessen Anwendung auf ein weltanschauliches Problem: Wie nämlich eine universell harmonische Welt das Böse, die Negativität, also den Widerspruch zu sich selbst enthalten könne.

10 Karl Schlechta, *Leibniz als Lehrer und Erzieher*, S. 10.

## 2. Die geschichtliche Ausgangslage

Zu dieser Ausbreitung in ein individuelles Kommunikationsfeld hat zweifellos auch die historisch-politische Lage beigetragen, in die Leibniz sich als politisch aktiver Mensch gestellt fand. Er wurde am 1. Juli 1646, also zwei Jahre vor dem Ende des Dreißigjährigen Krieges (1618–1648) geboren. Das Deutsche Reich war nur noch als ein lockerer Verband von Klein- und Mittelstaaten – zeitweilig etwa zweitausend selbständige Reichsstände! – aus dem Westfälischen Frieden (1648) hervorgegangen; die Reichseinheit war nur noch symbolisch durch den „Supremat“ des Kaisers und einige Bundesinstanzen (Reichstag, Reichskammergericht, Reichshofrat) gewahrt, im übrigen war allen Reichsständen nach Art. VIII §1 des Vertrags von Münster die landesherrliche Souveränität zugestanden; sie sollen „in freier Ausübung der Landshoheit in kirchlichen wie weltlichen Dingen in ihren Vollmachten und Hoheitsrechten und im Besitz all dieser Dinge kraft dieses Vertrages so bestätigt und gesichert sein, daß sie von niemandem jemals unter irgend einem Vorwand tatsächlich gestört werden können oder dürfen“.

Und diese Souveränität war sogar auf das Recht zu selbständiger, wenn auch nicht reichsfeindlicher, *Außenpolitik* ausgedehnt (§ 2):

„Vor allem aber sollen alle Reichsstände das Recht haben, unter sich und mit auswärtigen Staaten Bündnisse zu schließen zu ihrer Erhaltung und Sicherung, jedoch derart, daß solche Bündnisse sich nicht gegen Kaiser und Reich und den Reichsfrieden oder vor allem gegen diesen Vertrag richten, und in allem vorbehaltlich des Eides, wodurch jeder dem Kaiser und dem Reiche verpflichtet ist“.

Es liegt auf der Hand, daß unter den Bedingungen solcher politischer Zersplitterung und territorialer Aufspaltung in zahllose kleine Staatsgebilde mit auseinanderstrebenden Interessen sich ein kulturelles Zentrum nicht ausbilden konnte. Wer in Deutschland sich der Wissenschaft oder Literatur widmete, hatte kein staatlich initiiertes und gefördertes Institut, wie die 1635 von Richelieu gegründete Academie française oder die 1660 von Karl II. bestätigte Royal Society, sondern mußte sich in individuellen Kontakten den Kreis von Korrespondenzpartnern schaffen, dessen er zur Kritik und Förderung seiner eigenen Forschung bedurfte. Aus dieser Erfahrung hat Leibniz zeit seines Lebens an der Errichtung von wissenschaftlichen Zentren gearbeitet, die das geistige Leben der Nation organisieren und für den gesellschaftlichen Fortschritt nutzbar machen sollten. Schon als Dreiundzwanzigjähriger hat er 1669 den Entwurf zu einer „Philadelphischen Gesellschaft“ ausgearbeitet, in dem es u. a. heißt:

„Es werden die Künste und Wissenschaften vermehrt werden durch eine allgemeine Korrespondenz, so umfassend sie nur sein kann, sowie durch sorgfältigste Vertiefung in die Natur der Dinge.

Beides, die Erfindung selbst wie auch das Eingießen der Erfindung in die Geiste, kann sowohl durch einzelne geschehen wie auch durch die gemeinschaftlichen Bemühungen einer weit ausgedehnten Sozietät.

Es ist jedoch offensichtlich, daß bei weitem mehr mit größerem Nutzeffekt durch die Sozietät erreicht werden kann als durch die Mühe einzelner, die untereinander unverbunden sind und gleichsam auf einer Rennbahn ohne Ziel keuchen“ (Pol. Schr. II, S. 22).

Deutschland könne, so meinte Leibniz zwei Jahre später in dem „Grundriß eines Bedenkens von Aufrichtung einer Sozietät in Deutschland zu Aufnehmen der Künste und Wissenschaften“ (1671), durch die Konzentration und Förderung der Wissenschaften auch den technisch-wirtschaftlichen Rückstand gegenüber seinen großen Nachbarländern aufholen, weil durch eine Akademie „Manufakturen darin zu stiften und per consequens Kommerzien dahin zu ziehen ..., ein sicher Banko zu formieren, in Kompagnien zu treten, bei den formierten Aktien zu erhandeln, die Deutschen zur Handlung zur See aufzumuntern ..., die Schulen zu verbessern ..., die Handwerke mit Vorteilen und Instrumenten zu erleichtern“ (Pol. Schr. II, S. 40) seien.<sup>11</sup> Solche Pläne finden aber noch dreißig Jahre lang kein Gehör bei den Fürsten; erst die Königin Sophie Charlotte von Preußen, die als hannoversche Prinzessin die Schülerin von Leibniz und später stets seine Gönnerin und Vertraute gewesen ist, ermöglichte ihrem großen Freund und Lehrer die Gründung der kurbrandenburgischen Sozietät der Wissenschaften zu Berlin, der späteren Preußischen Akademie der Wissenschaften (1700).

Sicher waren es die Folgen des Dreißigjährigen Krieges gewesen, die die „deutsche Misere“ verstärkt und die Rückständigkeit des Landes besiegelt hatten. Die Anfänge aber reichen schon weiter zurück. In seiner brillanten Darstellung der Lage Europas um 1618 – also vor dem Ausbruch des Krieges – hat Golo Mann das zerfallende Deutsche Reich trefflich charakterisiert: „Es war ein Chaos sich bekämpfender, durchkreuzender, an einander vorbeizielender Willenszentren, wenn der Wille überhaupt ein Zentrum hatte und wußte, was ihm noch zu wollen übrig blieb“.<sup>12</sup> Zunftschränken in den selbständigen Städten hinderten die Entwicklung des Gewerbes, Zoll- und Handelsschränken erschwerten den Warenverkehr und lenkten den internationalen Transfer auf andere Wege, hohe Abgaben an die geldbedürftigen Territorialherren verminderten das Investitionskapital, die konfessionelle Spaltung vertiefte die Gräben zwischen den einzelnen deutschen Ländern; so konnte ein aufstrebendes Gewerbebürgertum kaum entstehen, und der Adel hielt an seinen Vorrechten und an der Ausnutzung des Grundeigentums fest, mit wachsendem, am Standard der entwickelteren Nachbarländer orientiertem Luxusbedürfnis und immer stärkerer Ausbeutung und Bedrückung der Bauern. Diese Entwicklung hatte schon im 15. Jahrhundert ein-

11 Zu seinen Projekten bemerkt Leibniz allerdings illusionslos: „Aber leider es gehet mit uns in Manufakturen, Kommerzien, Mitteln, Miliz, Justiz, Regierungsform mehr und mehr zum schlechten, da dann kein Wunder, daß auch Wissenschaften und Künste zu Boden gehen“ (Pol. Schr. II, S. 51).

12 Golo Mann, *Das Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges*, in: Golo Mann/Alfred Heuss (Hg.), *Propyläen-weltgeschichte*, Bd. VII, S. 146, Frankfurt a.M./Berlin 1964; TB-Ausgabe 1976.

gesetzt und war um 1600, als in England und Frankreich zentral organisierte Wirtschaftseinheiten entstanden, bereits weit gediehen.

Der Krieg allerdings vernichtete dann jede Möglichkeit, aus der Entwicklung in den Nachbarstaaten zu lernen, Gewinn zu ziehen und den Rückstand aufzuholen. Die Feldzüge der dreißig Jahre fanden ja in Mitteleuropa statt, die Heere plünderten das Land aus, die dauernden Kontributionen zur Aufstellung neuer Heere ließen die Städte und kleineren Staaten verarmen. Wo Zahlen vorliegen, weisen sie übereinstimmend während der Kriegsjahre einen Bevölkerungsrückgang auf ein Drittel der ursprünglichen Einwohnerzahl, eine Vermögensschrumpfung auf ebenfalls ein Drittel und die Verminderung der Handwerksbetriebe und Produktionsstätten im gleichen Umfang aus. Es brauchte zwei Generationen, das heißt bis zum Ende des Jahrhunderts, bis der Vorkriegsstand wieder erreicht war.

Auch wenn der ökonomische Niedergang Deutschlands durch den Krieg nicht ausgelöst, sondern nur verstärkt wurde, so blieb doch das Kriegstrauma über lange Zeit ein Moment der deutschen Bewußtseinslage und hatte Konsequenzen für die Problemstellungen der deutschen Philosophie bis hin zu Immanuel Kants Schrift *Vom ewigen Frieden* (1795).<sup>13</sup> Leibniz' philosophisches, religionspolitisches und staatspolitisches Bemühen kann ganz unter diesem Gesichtspunkt verstanden werden; Gerhard Krüger hat 1946 seinen Festvortrag zum 300. Geburtstag des Philosophen unter den Titel gestellt: „Leibniz als Friedensstifter“. Es gibt zahlreiche politische Memoranden und juristische Abhandlungen von Leibniz zu einer europäischen Friedensordnung, aber auch Niederschriften, die den inneren sozialen Frieden zum Ziel haben; viel Zeit und Arbeit hat er in seine Anstrengungen zur Herstellung des konfessionellen Friedens, letztlich mit dem Ziel der Wiedervereinigung der Konfessionen, investiert; und das philosophische Konzept einer Ordnung kompossibler (zusammen möglicher und verträglicher) Verschiedener ist der Versuch, die logisch-ontologische Grundlage für die Idee einer friedlichen, harmonischen Welt zu finden.

Die Einheit des Leibnizschen Denkens, die manche Philosophiehistoriker bei ihm nicht zu entdecken vermochten, liegt in der Überzeugung, daß ontologische Grundlage, wissenschaftliche Erkenntnis von Natur und Menschenwelt und gesellschaftlich-politische Ordnungsidee demselben Prinzip der universellen Harmonie entspringen, das sich in der streng geregelten Verknüpfung der Dinge zeigt und in der politischen Organisation wie dem ethischen Verhalten der Menschen mit freiem Willen aus Vernunftkenntnis verwirklicht werden muß. Die wechselseitige Anpassung der Monaden als Struktur einer einheitlichen Welt von unendlich vielen verschiedenen Individuen ist dieselbe, die auch die öffentliche

13 Analog hat Hermann Klenner die Erfahrungen des englischen Bürgerkriegs als emotionalen Hintergrund der englischen Staatsphilosophie des 17. und 18. Jahrhunderts kenntlich gemacht. Vgl. H. Klenner, Mr. Locke beginnt zu publizieren oder das Ende der Revolution, in: John Locke, *Bürgerliche Staatsgewalt und Gesellschaft*, hg. von H. Klenner, Leipzig 1980, S. 295 ff.